

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 47/48 (1906)
Heft: 26

Artikel: Strassennamen einst und jetzt
Autor: Schwan, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-26212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Für $m = \infty$ ist im Ausdruck $Z = \frac{M_1}{h} \left(\frac{1}{1 - \frac{a}{3}} \right)$

$\alpha = 0$ und $Z = \frac{M_1}{h} \cdot 1$, nach dem Verfahren, welches Risse

im Beton voraussetzt, und $\alpha = 57\%$ und $Z = \frac{M_1}{h} \cdot 1,235$, nach dem Verfahren, welches elastisches Verhalten des Balkens für die Bestimmung der Nulllinie voraussieht, jedoch bei der Ermittlung von Z im Eisen die Zugspannung im Beton vernachlässigt.

Auch hier sind die nach den Versuchen bestimmten Kräfte auf der Ordinate der entsprechenden Balkenarmierung aufgetragen worden. Der Ausdruck $\frac{M_1}{h}$ für $1 t$ Totalbelastung wird im vorliegenden Fall $\frac{30\ 000}{26 \cdot 20} = 57,7$ für die untersuchten Balken.

Die *Maximal-Druckspannungen im Beton* zeigen nach den Abbildungen 2 und 5 geringe Unterschiede bei stärkern Armierungen, hingegen gewaltige bei ganz schwachen Armierungen. Für $m = \infty$, d. h. wenn die Armierung verschwindet, gibt das Verfahren mit Rissen im Beton eine unendlich grosse Betonspannung und das Verfahren mit elastischem Material $\sigma_{bd} = \frac{M}{h^2} \cdot 4,62$.

Die Resultate der Versuche mit den untersuchten Balken wurden in den Figuren für verschiedene Lasten eingetragen. Zu bemerken ist, dass hier für die Totalbelastung $P = 1$, $\frac{M}{h^2} = \frac{30\ 000}{20 \cdot 26^2} = 2,22$ wird.

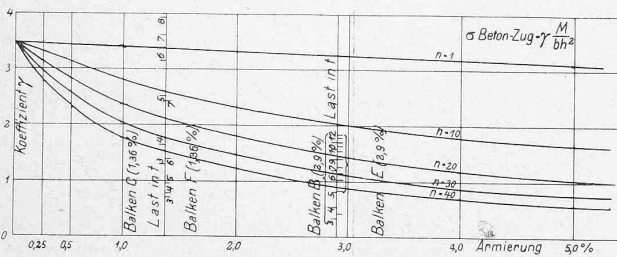


Abb. 7. Zugspannungen im Beton. Beton elastisch.

Die Berechnungsmethode, welche ein Rissigwerden des Beton voraussetzt, erlaubt es nicht, für die Anfangsbelastungen, d. h. vor Auftreten von Rissen, einen Anhaltspunkt über die in der Zuggurtung herrschenden Spannungen zu erhalten. Das Verfahren, welches elastisches Material annimmt, giebt hingegen die *Zugspannung im Beton* an. Es ist wichtig, bei Balken rechteckigen Querschnittes für variable Armierung und für variables Spannungsverhältnis zwischen Eisen und Beton den Verlauf dieser Spannungen graphisch darzustellen. Am besten werden diese σ_{bz} in der Höhe des Schwerpunktes der Armierungen berechnet; die Spannungen im Eisen nach diesem Verfahren sind dann das n -fache.

Wir erhalten mit den bereits eingeführten Bezeichnungen:

$$\sigma_{bz} = \sigma_d \cdot \frac{h-y}{y} = \sigma_d \cdot \left(\frac{1-a}{a} \right) = \frac{M_1}{h^2} \cdot \delta \left(\frac{1-a}{a} \right) = \gamma \cdot \frac{M_1}{h^2}$$

Es ergibt sich für die *Zugspannungen des Beton in der Höhe des Armierungsschwerpunktes*:

Armierung	$m = 400$	200	100	33,3	20
	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	1	3	5
$n = 1$	$\gamma = 3,48$	3,44	3,39	3,27	3,12
$n = 10$	3,35	3,12	2,82	2,03	1,68
$n = 20$	3,13	2,82	2,36	1,43	1,04
$n = 30$	2,96	2,57	2,03	1,11	0,76
$n = 40$	2,81	2,36	1,77	0,91	0,61

beim Verschwinden der Armierung wird $\sigma_{bz} = \frac{M_1}{h^2} \cdot 3,48$.

In Abbildung 7 sind diese Werte aufgetragen und zu Kurven vereinigt worden. Für die untersuchten Balken wurde auf der Ordinate der entsprechenden Armierung die im Eisen bei den Versuchen wahrgenommene Spannung,

auf $1\ cm$ Balkenbreite reduziert und mit $n = 20$ dividiert, als Betonspannung für einige Laststufen aufgetragen. An Hand einer solchen Figur könnte die Gültigkeitsgrenze der fraglichen Methode für verschiedene Fälle festgestellt werden.

Dass die gegebenen Diagramme für die Ermittlung der statischen Verhältnisse in der Praxis von Wert sein können, indem sie das rechnerische auf ein Minimum beschränken, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Die hier geschilderten Versuche sind bei weitem noch nicht hinreichend, um die Frage des bessern Berechnungsverfahrens und namentlich des am besten übereinstimmenden Spannungsverhältnisses n zu beantworten. Jedenfalls genügt aber diese Untersuchung, um die Dürftigkeit der Berechnungsmethoden klarzulegen.

Die katholische Pfarrkirche zu Künsnacht bei Zürich.

Erbaut von Baudirektor *Max Meckel* in Freiburg i. B.
(Mit Tafel XV.)

II. (Schluss.)

Betritt man das Innere durch das Hauptportal, so wird man durch die stimmungsvollen Raumverhältnisse des Mittelschiffes und der Chorpartie überrascht. Auch hier fanden überall Formen der besten romanischen Zeit in schlichter Einfachheit und Grösse Verwendung: Die Rundbogenarkaden der Seitenschiffe ruhen auf mächtigen Säulen mit Würfelkapitälern; die sich darüber hinziehenden Hochschiffwände, die noch der malerischen Ausstattung entbehren, werden durch ein Gurtgesims quergeteilt, auf dem die kleinen Fenster des Mittelschiffes auferhen. Die niedern gedregenen Säulen der Empore, zu der man in einem seitlich angebauten Treppentürmchen emporsteigt, entsprechen in den Formen ihrer Kapitäle und Basen jenen der Langhausarkaden. Fläche, durch Leisten gegliederte und kräftig rot gestrichene Decken schliessen Mittel- und Seitenschiffe ab. Der durch Abtreppung gegliederte Triumphbogen, an dem seitlich die Steinkanzel in schlichten Formen und einfachem Ornamentenschmuck angebaut ist, öffnet sich nach dem hochgezogenen, gleichfalls mit flacher Decke abgedeckten Vorchor, der in der halbkreisförmigen Apsis endigt. Auf ihren besonderen Schmuck durch Wandarkaden mit originell und abwechslungsreich ornamentierten Säulchen wurde bereits aufmerksam gemacht. Seitlich im Vorchor führt je eine Türe nach der Sakristei und nach dem Turme, der auf einer in das Mauerwerk eingebauten Treppe erstiegen wird. Auch das Altarhaus wartet noch der farbigen Dekoration, ist aber auch jetzt schon in seiner schlichten Einfachheit von eindrucksvoller Wirkung.

Der Kirchenraum enthält, die Empore nicht mitgerechnet, Sitzplätze für 500 bis 600 Personen; die Baukosten, die namentlich durch unvorhergesehene Schwierigkeiten bei den Fundamentarbeiten wesentlich verteuert wurden, stellten sich auf ungefähr 150 000 Fr., Altäre und Glocken nicht inbegriffen.

Unter schwierigen Verhältnissen entstanden, ist dieser Kirchenbau in Künsnacht doch zu gutem Ende gelangt und kann in seiner zweckentsprechenden, formvollendeten Ausführung als Vorbild für einfachere katholische Landkirchen gelten.

Strassennamen einst und jetzt.¹⁾

Von *Bruno Schwan* in Zabrze O.-S. (früher Posen).

Als in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts besonders auf baukünstlerischem Gebiete die Naivität im Schaffen zu Grabe getragen wurde, um einer sozusagen wissenschaftlichen Architektur Platz zu machen, da war das Einschlafen dessen, was man in der Kunstgeschichte einen Stil nennt,

¹⁾ Wir entnehmen den Artikel, der zwar deutsche Verhältnisse betrifft, aber mit Leichtigkeit durch schweizerische Beispiele erweitert werden könnte, mit gütiger Erlaubnis des Verlags und des Verfassers, der Zeitschrift «Der Städtebau», Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

gewiss nur ein Symptom, eine Folge-Erscheinung eines viel tiefergehenden Verlustes, den die Zeit erlitt.

Der künstlerische Geist, die künstlerische Kultur überhaupt, war es, die verloren ging, eine Kultur, die in den glücklichsten Zeiten nicht nur die *Werke* der Kunst edelt, sondern auch dafür gesorgt hatte, dass jede Lebensäußerung einer künstlerischen Weltanschauung entsprang. Es wird da immer schwer sein, die genauen Grenzen zwischen Ursache und Wirkung zu ziehen, und es ist ja auch nicht der Zweck dieser Zeilen, so etwas überhaupt nur zu versuchen. Ich glaubte aber den Hinweis auf diese Erscheinungen doch meinen Bemerkungen vorausschicken zu müssen, um es sozusagen zu begründen, weshalb ich das, worüber ich reden will, überhaupt für eine künstlerische Frage halte. Was ist denn künstlerisches Schaffen anderes als für den rechten Inhalt die rechte Form zu finden, und was ist darum die Fähigkeit plastischen Ausdrucks im Worte andere als eine künstlerische Fähigkeit?

Dass unsere Vorfahren diese Fähigkeit in hohem Maße besaßen, können wir allerorten beobachten, nicht am wenigsten an den Namen, die sie ihren Strassen und Plätzen zu geben wussten; gleichzeitig aber können wir auch uns unserer eigenen kläglichen Armut bewusst werden, wenn wir die Leistungen unserer Zeit mit den ihrigen vergleichen.

Ein Blick auf den Plan einer beliebigen Stadt, deren Vergangenheit nur um ein paar Jahrhunderte zurückreicht, die aber auch einige neuere Stadtviertel aufweist, wird meine Behauptung zur Genüge beweisen. Dort herrlichste Plastik im Wort, treffendster Ausdruck für das Charakteristische, Freude und Humor und fröhliches Leben, hier ödete Geistlosigkeit, Verlegenheit in allen Punkten, teils Grossmannsucht, teils eine törichte Art von Loyalität, mit einem Worte geistiger Tod.

Sehen wir uns die alten Namen genauer an, so finden wir stets, dass solche Benennung einen triftigen Grund hat, ja dass sie eigentlich kaum besser und treffender gegeben werden konnte, und es wird uns fast immer gelingen, diesem Grunde auf die Spur zu kommen. Die Ursache dieses Unterschiedes zwischen einst und jetzt liegt ausser den oben skizzierten Zeitcharakteren in erster Linie daran, dass jene Namen ¹⁾ vom Volke geschaffen wurden, dass sie der Strasse sozusagen anwuchsen, während heutzutage häufig eine Strasse bereits ihren Namen besitzt, noch ehe ein einziges Haus daran gebaut ist und dass sie diesen Namen einem einzelnen, zumeist künstlerisch empfindungslosen Manne oder einem ebensolchen Ausschusse verdankt. Und doch liesse sich der alte Weg auch heute noch beschreiten, wollte man nur einmal den Versuch damit wagen. Das Volk hat auch heutzutage trotz alledem noch mehr von der hierzu erforderlichen Fähigkeit, als man allgemein ahnt.

Man hat aber überhaupt nicht an die Möglichkeit gedacht, dass es anders sein könnte, als es ist und diese

¹⁾ In den meisten Fällen.

Angelegenheit nicht für wesentlich genug gehalten, um einen solchen Versuch zu machen.

Und doch brächte der im Kleinen einen nicht zu verachtenden Gewinn. Wer mir in dem bisherigen Gedankengange beigeipflichtet hat, wird ohne weiteres zugeben, dass es unendlich viel schöner ist, durch eine Strasse mit einem so recht knorrigen, lebensvollen Namen aus alter Zeit zu wandeln, als durch eine beliebige, moderne Müller- oder Meyerstrasse. Das Leben, das im alten Namen steckt, ist eben nicht tot zu kriegen und wird

dem, der den Namen ausspricht, immer von neuem Freude machen, ja ihn vielleicht zu Gedanken anregen, und das ist in der nervösen Hast des heutigen Lebens gewiss ein schöner Gewinn.

Sehen wir uns einen alten Plan genauer an, so werden wir unschwer drei grosse Gruppen von Strassennamen feststellen können. Zunächst sind es die Hauptverkehrsstrassen, die alten Handelswege, die aus der Stadt heraus nach den nächsten Handelsplätzen führten und nun nach diesen benannt werden. Dann folgen diejenigen Strassen, die die Gewerke, kirchlichen Orden oder sonstige grössere Volksgruppen beherbergten und schliesslich, — und das ist die grösste Gruppe — sind es Strassen und Plätze, die nach ihrem Aussehen, ihrer Lage oder sonst einem charakteristischen Merkmal, auch nach darin stehenden Bäumen ihren Namen erhielten.

Als Beispiel, von dem wir ausgehen wollen, wähle ich ganz ohne Nebenabsicht meine Vaterstadt Posen; fast jeder andere Ort wird sich als ebenso geeignet erweisen.

Hier haben wir, als zur ersten Gruppe gehörig, die Wronker Strasse in nördlicher Richtung verlaufend, die Breslauer Strasse, die nach Süden, die Buker Strasse, die nach Westen weist und andere mehr, alles Strassen, die tatsächlich nach jenen Orten hinausführen. Und nun ver-

gleiche man damit Berlin mit seiner Flensburger, Ansbacher, Würzburger oder irgend einer anderen Strasse, die einen Städtenamen trägt. Es fehlt das geistige Band, und trotz grösster Mühe wird sich ein Zusammenhang zwischen jener Stadt und der Strasse nie konstruieren lassen. Ich gebe zu, dass für Berlin aussergewöhnliche Verhältnisse vorliegen, es wird aber Städte in Menge geben, die — trotz geringerer Verlegenheit — in der Wahl ihrer Strassennamen ebenso sinnlos vorgegangen sind.

Gruppe zwei bietet uns in Posen die Gerberstrasse ¹⁾, Schuhmacher-, Schlosser-, Bäcker-, Schiffer-, Waisen-, die Franziskaner-, Dominikaner-, Jesuitenstrasse, den Bernhardinerplatz und die nirgends fehlende Judenstrasse. — Und was tut die heutige Zeit? — In ihrer törichtesten Empfindlichkeit möchte sie aus der Judenstrasse gern eine Müller- oder Schulzestrasse machen. Die alte „Gasse“ ²⁾ hat sie längst in eine moderne „Strasse“ verwandelt. Das ist, was ich oben als Grossmannsucht zu charakterisieren

¹⁾ Die alten Zunftstrassen, schmale Wohnstrassen, wurden früher als Gassen bezeichnet.

²⁾ In Oesterreich und Süddeutschland wird heute noch vielfach zwischen «Gasse» und «Strasse» unterschieden.

Die kath. Pfarrkirche zu Küssnacht bei Zürich.

Erbaut von Baudirektor *Max Mechel* in Freiburg i. B.

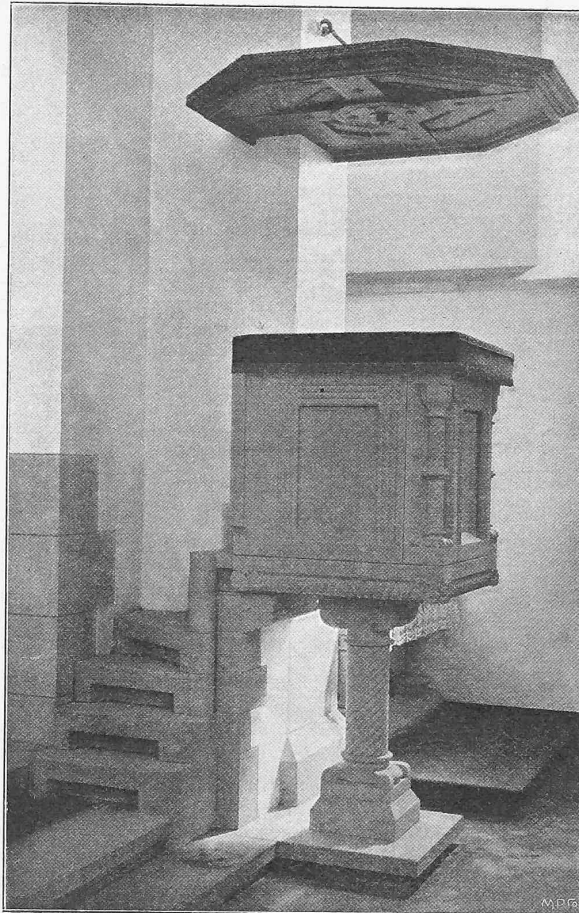


Abb. 8. Ansicht der Steinkanzel mit hölzernem Schaldeckel.



Die katholische Pfarrkirche zu Künsnacht.

Erbaut von Baudirektor *Max Meckel* in Freiburg i. B.

Ansicht von Westen.

Seite / page

314 (3)

leer / vide /
blank

versuchte. Aber gerade für diese Schwäche der Zeit bietet uns die dritte Gruppe die schönsten Beläge. Wie eindeutig lesen sich Namen wie: Neue Strasse, Breite Strasse, Schlossstrasse, Wiesenstrasse, Halbdorfstrasse, Torstrasse, Büttelstrasse, Bergstrasse, Lindenstrasse, der Graben, die Fischerei und andere mehr.

Aber gerade diese Namen sind es, denen die jetzige Zeit das geringste Verständnis entgegenbringt. Ist man schon geistlos genug, für die neuen Kinder keine passenden Namen finden zu können, so lasse man den alten das, was sie haben, und halte die Finger von Verschlimmbesserungen fern.¹⁾ — Ich möchte es mit für ein Stück Denkmalpflege erklären, sorgfältig darüber zu wachen, dass an jene alten Namen nicht gerührt, dass nichts an ihnen geändert wird.

Hat sich der „Graben“ schon die Modernisierung in die Grabenstrasse gefallen lassen müssen,

so ist es geradezu frevelhaft, aus der „Fischerei“ eine beliebig benannte Strasse zu machen, mit deren Namen man einen um die Stadt verdienten Mann zu ehren sucht. Diese Art der Ehrung ist so zeitgemäss, dass man sich fast darüber wundert, wie jemand daran überhaupt Anstoss nehmen könne. Und doch hat das Mittelalter eine solche Ehrung kaum gekannt, obwohl der ganze Zuschnitt der Städte es dem einzelnen gewiss erleichterte, sich in viel höherem Masse um seine Stadt verdient zu machen, als es heutzutage möglich ist. Wohin solche Namengebungen führen, kann man in Berlin an der Prinz-Louis-Ferdinandstrasse oder am andern Orte an der schönen „Erzherzogin-Maria-Annunziatastrasse“ bewundern. Da ist der Schritt zur „Oberbürgermeister-Friedrich-Lehmannstrasse“ auch nicht mehr allzugross.

Den oben genannten „Graben“, oder, wie es auf der Karte hiess, die Grabenvorstadt, trennte von der Stadt ein stillstehender Arm der Warthe, der die faule Warthe hiess, ein ähnlicher Wasserlauf, wie ihn Breslau einst in der Kätzelohle besass. In beiden Städten sind die Gewässer zugeschüttet und zu Strassen geworden. Aber während man in Breslau pietätvoll der Strasse den Namen jenes Flüsschens liess, hat man hier aus der Faulen Warthe eine Posadowskystrasse gemacht, nicht zum Segen der Charakteristik. Und doch hätte sich gewiss eine andere, vielleicht noch würdigere Art der Ehrung für jenen um die Stadt so hochverdienten Mann finden lassen. Aber es braucht heut keiner Verdienste um grad jenen Ort; haben wir's doch hier als Gipfel der Loyalität sogar zu einer Caprivistrasse, einer Hahnkestrasse gebracht! Ein Sumpf, der früher an seinen trockenen Stellen von den Trommlern und Pfeifern des Militärs zu ihren geräuschvollen Uebungen benutzt wurde und den das Volk das „Tambourloch“ getauft hatte, er ist zugeschüttet worden, aber man hat den schönen Namen leider mitbegraben und einen „Livoniusplatz“ daraus gemacht. Man glaubte einen General damit ehren zu müssen, der einige Jahre am Orte gewirkt hat.

¹⁾ Darauf hat der Herausgeber der Zeitschrift «Städtebau» auch in seinem Vortrage auf dem Brandenburgischen Städtetag zu Kottbus 1904 hingewiesen. Als wenn die Städte sich ihrer Vergangenheit zu schämen hätten.

Es wird sich in einer andern, besonders einer ältern Stadt sicherlich noch eine viel schönere Sammlung muster-gültiger alter Namen zusammenstellen lassen. Aber es soll ja nicht der Zweck dieser Zeilen sein, das Thema völlig zu erschöpfen. Nur einige derartige Beispiele aus andern Städten möchte ich im folgenden noch erwähnen,

die mir das Gesagte nicht nur zu erweitern, sondern auch zu vertiefen scheinen.

Da fällt neben all den genannten Unterschieden auch eine Eigentümlichkeit der alten Strassen ausserordentlich wohlthuend auf und das ist, dass die Bedeutung der Strasse für den Verkehr auch im Namen wiederklingt, dass es neben der Strasse auch noch die Gasse, das Gässchen, den Weg, den Pfad, den Steg, den Damm, den Winkel gibt und was der charakteristischen Benennungen noch mehr sind. Ich erinnere an den „Breiten Weg“ in Magdeburg, den „Grünen Weg“ in Berlin, den „Düster-

ren Eichweg“ in Göttingen, der mir jedesmal Freude machte, wenn ich ihn als Adresse auf den Brief schrieb.

Sind wir im Städtebau nachgerade soweit, die öden, ewig gleichbreiten Strassen glücklich insofern überwunden zu haben, dass wir der Nebenstrasse auch eine geringere

Die katholische Pfarrkirche zu Küssnacht bei Zürich.

Erbaut von Baudirektor *Max Mechel* in Freiburg i. B.



Abb. 9. Blick in das Mittelschiff der Kirche gegen den Chor.

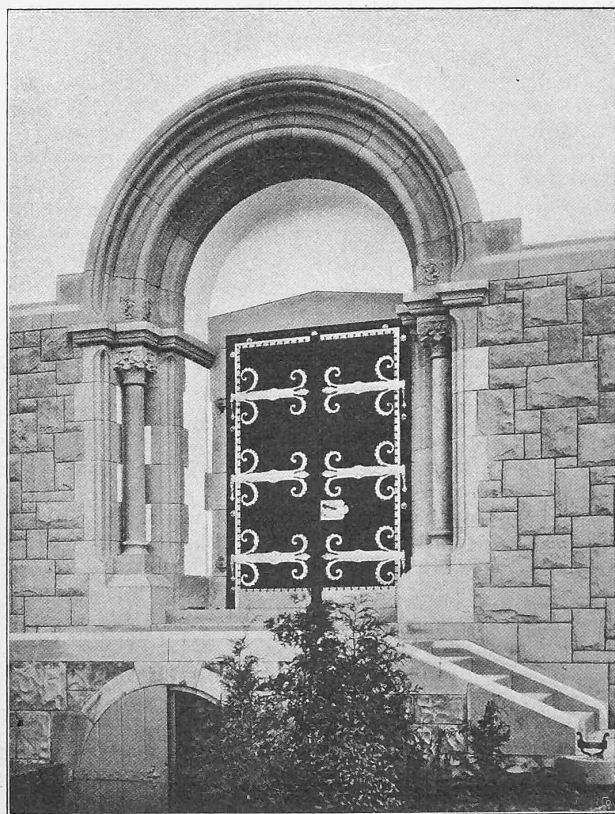


Abb. 10. Ansicht des Hauptportals.

Breite zugestehen, so sollten wir auch den Schluss daraus ziehen und uns in der Wahl des Namens einer grösseren Ehrlichkeit befehligen, indem wir nicht ein jedes Gässchen stolz zu einem Pariser Boulevard herausputzen.¹⁾

Ausserordentlich eigenartig und besonders angenehm berühren uns aber diejenigen Namen, in denen das Wort Strasse überhaupt nicht vorkommt, sondern die eben nur das bezeichnende oder einmal für jenen Ort bezeichnend gewesene hervorheben. Wie humorvoll berührt uns jener Ort — ich glaube, es ist in Strassburg — „Wo der Fuchs die Enten holt“; offenbar ein früheres Diebsviertel, ferner „Die rote Reihe“ in Hannover, die „Ackerwand“ in Weimar, die dereinst vielleicht an einer am Acker stehenden Mauer als Fusspfad vorüberführte. Und dann Berlin mit seiner Strasse „An der Stechbahn“, deren Bedeutung ja allgemein bekannt, mit „Neu-Kölln am Wasser“, dem „Krögel“, „An der Schleuse“, der „Friedrichsgracht“, „In den Zelten“, „Am Kupfergraben“, „Am Weidendamm“, ferner Braunschweig mit dem „Sack“, dem „Krähenfeld“, Danzig mit häufig so merkwürdigen Namen, dass sie dem Uneingeweihten förmlich Rätsel aufgeben, wie mit der Strasse „Mattenbuden“. Was steckt doch für ein Leben in all den Namen, und viel, viel Charakter!

Doch ich glaube, die angeführten Beispiele erläutern die Absicht dieser Zeilen zur Genüge. Ziehen wir die Summe, so ergeben sich als wichtigste Fingerzeige:

Erstens, man rühre nicht an dem, was ist, wo es der Zwang nicht gebietet, und zweitens, steht man vor der Frage, einer neuen Strasse einen neuen Namen geben zu müssen, so übereile man nichts.

Es schadet der Strasse nichts, wenn sie ein paar Jahre, zum mindesten, solange sie ihr theoretisches Dasein noch auf dem Bebauungsplane fristet, wenn sie da die Nummer 1, 2, 3, 4 oder 5 an der Stirn trägt, bis das Volk ihr irgend einen Namen gegeben hat, oder sich ihr Name mit zwingender Notwendigkeit von selbst ergibt. Es ist besser, ein wenig zu warten, als in Uebereilung vielleicht für ewige Zeit ein Denkmal zeitgenössischer Gedankenlosigkeit und Grossmannssucht zu schaffen.

Das Einfache.

Von F. Luthmer in Frankfurt.²⁾

Das Einfache ist Mode — mit diesen vier Worten hört man nicht selten den grossen Umschwung bezeichnen, der, allen fühlbar, sich in den letzten Jahren auf dem Gebiet der dekorativen Kunst vollzogen hat. Ob das Wort «Mode» gegenüber einer so tiefgehenden Geschmacksänderung ganz zutreffend ist, werden wir im Verlauf dieser Betrachtung zu prüfen haben. Erschöpfend kennzeichnen jedenfalls die an den Eingang gestellten Worte nicht die ganze moderne Bewegung, die vor unsern Augen vor sich geht.

Eins ist sicher: der Geschmack war übersättigt mit Zierwerk. Die Entwicklung des Kunstgewerbes von seiner ersten Wiederbelebung in den siebziger Jahren an hatte ihr Ziel in möglichst reichlicher Anwendung von Ziermotiven gesehen — Motiven, die wir den historischen Stilen der Vergangenheit entnahmen. Was aber hatte uns die Vergangenheit überliefert? Unsere baugeschichtlichen Lehrbücher zeigten uns die Tempel und Kaiserpaläste des Altertums, die Dome und Fürstensitze des Mittelalters und der neuern Zeit. Prunkvolle Kirchen und Königsschlösser des XVII. und XVIII. Jahrhunderts boten uns Beispiele der höchsten Pracht in ihren Innendekorationen. Die Möbel und der Hausrat, der in unsern Museen als Vorbilder-Material aufgehäuft war, entstammten fast ausnahmslos den gleichen Prunkwohnungen der Grossen der Erde, waren sie doch das einzige von Hausrat, was infolge seines Wertes dem Verbrauch und der Vernichtung entgangen war. Selten und schwierig waren die von einzelnen Museen gemachten Versuche, das bescheidene Mobiliar des Bürger- und Bauernhauses der Vergangenheit zu sammeln. So übten wir unsere Formenkenntnis nur an dem, was einst für die Reichsten und Bevorzugtesten geschaffen

¹⁾ Dies geschieht namentlich auf Betreiben der Haus- und Grundbesitzer, die damit den Wert der Strasse und den Ertrag der Mieten glauben heben zu können.

²⁾ Wir entnehmen diesen Aufsatz dem Jahresbericht des Vereins jetziger und ehemaliger Studierender an der Kunstgewerbeschule zu Frankfurt a. M. «Schnörkel».

war, und wandten wahllos diese Formen an, wenn wir die bescheidenen Aufgaben zu lösen hatten, welche die Gegenwart uns für das Haus des einfachen Bürgers stellte. Und da für diese Aufgaben die Mittel spärlich flossen, der Schein des Prunkes aber gewahrt werden sollte, so kam das ganze Elend der unechten Materialien, das Surrogatwesen über uns, mit seinen Möbelfüllungen aus gepresstem Holz, Brokattapeten aus Papier, Beschlägen aus vergoldetem Zinkguss.

Und Ornament, Ornament überall! Kein Wunder, dass eine Ueber-sättigung eintrat und man sich wie ein Mensch, der mit übermässig gewürzten Speisen gefüttert wird, nach einfacher Hausmannskost, so nach schlichten, anspruchslosen Formen sehnte. Allerdings hatten die Deutschen einen robusten Magen; sie hätten die Ueberfütterung vielleicht noch lange ausgehalten, denn der wachsende Volkswohlstand machte ihnen allmählich auch gediegeneren Luxus erreichbar. Die erste Bewegung nach der Seite des vernünftig Bescheidenen in der Kunst ging von England aus und machte sich zunächst nur in den vornehmsten Kreisen unseres Volkes bemerkbar; in die breitem Massen drang sie sehr langsam ein.

Was die Künstler wollten, die als Neuerer und Umgestalter unseres Kunstgewerbes auftraten, erschien zuerst vor der Öffentlichkeit in der Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie 1901. Aber hier war noch wenig vom «Einfachen» zu sehen. Was Darmstadt bot, war eine Festkunst, keine Werktagkunst. Künstlerhäuser mit Wohnräumen von zum Teil hohem Reiz. Aber welche Ansprüche stellten sie an die Stimmung der Bewohner! So waren es wieder nur die Bevorzugten, solche, die sich den Luxus einer «Stimmung» gestatten konnten, die an dieser Bewegung teilnahmen. Erst als sich auch anderwärts, an vielen Orten Deutschlands zu gleicher Zeit, die Aufmerksamkeit auf das Neue lenkte, bemächtigte sich die Bewegung der breitem Volksmassen, und es entstand ein allgemeines Verlangen nach Werktagkunst. Leider setzte aber mit dieser Verbreitung der neuen Kunstgedanken ein fataler Rückschlag ein. Kaum bemerkte die absatzgierige Industrie, dass hier etwas Neues «Mode» zu werden versprach, als sie sich auch mit aller Macht darauf stürzte. Die neuen Form- und Kunstgedanken wurden den Händen der führenden Künstler entwunden, und eine ganze Schar minderwertiger Zeichner und Nachahmer schwelgte nun in den Aeusserlichkeiten der neuen Weise, die sie den Meistern absehen zu können meinten. Es entstand das, was wir jetzt mit dem Namen «Jugendstil» bezeichnen und glücklicherweise brandmarken. Das war das alte Elend in neuer Form. Hatte sich das Zierwerk, an dem wir krankten, vermindert? Nein, es erschien nur in einem neuen Kleid. Das einzige Ziel aller dieser Erfindungen schien zu sein, durch Formen aufzufallen, die noch nie dagewesen waren. Aber gerade dies Reklamhafte war es, was die geschilderten Abarten der neuen Richtung dem gesunden Sinn bald unerträglich machen musste. Das laute Geschrei, womit diese Neuerer den Markt erfüllten, musste bei feiner gearteten Naturen eine Abkehr von dieser neuerlichen Uebertreibung des Zierwesens und eine Sehnsucht nach dem hervorgerufen, was Muthesius so schön die «geräuschlose Bescheidenheit» nennt.

So erscheint denn, nicht als vorübergehende Mode, sondern hervorgerufen durch ein inneres Bedürfnis der Zeit, jener Zug zum Einfachen in den schmückenden Künsten, und er erscheint, wenn auch zunächst getragen durch die führenden Meister der neuen Kunstrichtung, doch nicht notwendig an diese gebunden. Auch diejenigen, die noch den historischen Stilen anhängen, fanden in richtiger Erkenntnis heraus, dass die sogenannte klassizistische Kunstperiode, die in Frankreich unter Ludwig XVI. und Napoleon blühte, in unseren Bürgerhäusern noch zahlreiche nachahmenswerte Beispiele einer zierlichen Einfachheit überliefert hatte, die mit Geschick unsern modernen Bedürfnissen angepasst werden konnte. Dass man für diese ansprechende und echt bürgerliche Zierweise keinen passenderen Namen fand als «Biedermeierstil», ist zu bedauern.

So sind wir denn — soweit unser Geschmack nicht von der Ueberredungskunst des Tapeten- und Möbelhändlers beim «Jugendstil» festgehalten wird — mitten in der Umkehr aus buntem Zierwerk zur Einfachheit. Weisse Decken ohne Stuck, helle Holzfarben, die Stoffdekoration der Zimmer auf leichte Fenstergardinen aus ungemustertem Mull beschränkt, Möbel- und Beleuchtungskörper auf die schlichteste Konstruktionsform gebracht, dem Schönheitsbedürfnis nur durch edles Material und gediegenste Arbeit Genüge bietend.

Verständlich sind die Klagen derer, die in den Schulen vieles, schönes Ornament in allen Stilarten gelernt haben, und denen nun die Gelegenheit schwindet, es anzuwenden. Da hört man wohl das Bedauern, dass das Publikum keine Kunst mehr will — wozu soll man denn Kunst lernen! Ja, das fatale Wort «Kunst» — jedem bedeutet es etwas anderes. Wer darunter Säulenstellungen, Akanthusblätter und Gipsrosetten der Decken sieht, für den gehen wir allerdings einer kunstlosen Zeit entgegen. Man